

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

51 (29.2.1928) Badische Kultur und Geschichte Nr. 9

Badische Kultur und Geschichte

Nr. 9

Beilage zur Karlsruher Zeitung, Badischer Staatsanzeiger Nr. 51

29. Februar 1928

Die Marauer Rheinbrücke im Lichte der geographischen Wissenschaft

Von Dr. A. Kunze Müller, Freiburg

Vor kurzem ging die für Karlsruhe hocherfreuliche Nachricht durch die Zeitungen, daß im Nachtragsbudget des Reiches 650 000 M als erste Rate zum Bau der drei Oberrheinbrücken eingestellt, und von der Kommission bereits genehmigt worden seien. Da an der Genehmigung im Plenum kein Zweifel besteht, so ist damit der erste Schritt getan, eine Unterlassungssünde im Eisenbahnbau, der Vorkriegszeit endlich wiedergutzumachen, die gerade von Karlsruhe doppelt unangenehm empfunden wurde.

Es ist von allen Seiten oft genug betont worden, daß es sich im Fall der festen Rheinbrücke bei Marau um keine Lokalangelegenheit der ehemaligen badischen Residenz handeln könne, daß vielmehr weite Kreise des badischen und württembergischen Landes, bis weit an den Oberrhein hin, am Bau der festen Brücke interessiert seien. Damit schien ihre absolute Notwendigkeit von vornherein begründet. Immerhin bedeutet es für die Verwirklichung dieses Projektes eine wesentliche Förderung, wenn nun auch der Wissenschaftler und Geograph dafür in die Schranken tritt, wie es erstmals in der zum Geographentag 1927 erschienenen Zeitschrift* von Friedrich Metz, jetzt Dozent an der Universität Leipzig, geschehen ist.

In der genannten Schrift finden wir neben einer Fülle anderer Materials einen Aufsatz über „Karlsruhe“ aus der Feder Metz (Seite 131—152), dem eine Karte, eine Tafel und eine farbige Kartenbeilage angefügt sind. In glänzender Darstellung untersucht der angehende Geograph darin die natürlichen, wirtschafts- und verkehrspolitischen Grundlagen des alten und neuen Karlsruhe, dem man bekanntlich nur allzu oft die Künstlichkeit seiner Gründung vorhält, und damit die Berechtigung einer natürlichen Weiterentwicklung abzupfeifen geneigt ist. „Niemand hätte Karlsruhe — schreibt Metz mit vollem Recht — die schwerste Belastungsprobe, die ihr die Geschichte auferlegte, den Wegfall von Hofhaltung und Garnison, ertragen können ohne zusammenzubrechen, wenn nicht längst eine breite gewerbliche Grundlage vorhanden gewesen wäre.“ In der Tat haben Industrie und Handwerk, Handel und Verkehr aus der alten Fürstengründung eine moderne, aufstrebende Großstadt gemacht, die zwar nicht gerade in amerikanischem Ausmaß gewachsen ist, sich mit ihrer Gesamtentwicklung unter ihresgleichen aber sehr wohl sehen lassen kann.

Mit klarem Blick erkennt Metz, was in erster Linie für ein weiteres Emporblühen der Stadt spricht. „Die D-Züge aus Italien und der Schweiz nach Holland, den Nordseehäfen, nach Berlin und nach Skandinavien gehen durch Karlsruhe; dazu kommen die D-Züge auf der Schwarzwaldbahn; auch im Luftverkehr hat Karlsruhe eine Stellung erlangt“, so lesen wir bei Metz, nicht zu vergessen „die Linien von Frankreich über Straßburg nach München und Prag“. Und hier knüpft Metz nun — ehrlich und objektiv, wie es dem Wissenschaftler geziemt — an. „Es wäre töricht — so fährt er an anderer Stelle fort — die Schattenseiten zu verschweigen: es würden neue Grenzpfähle auf Gebieten aufgerichtet, wo es keine Schranken geben darf.“ Damit berührt er Karlsruhe „wundesten Punkt“, wie er das Marauer Brückenprojekt nennt.

Raffen wir den Gelehrten selbst sprechen. „Vor den Toren der Stadt liegen zahlreiche pfälzische Dörfer, aber die kulturelle Auswirkung dorthin ist gering; München ist zu weit, also liegen sie in einem toten Winkel. Eine Stadt von 150 000 Einwohnern, eine Landeshauptstadt, eine Rheinhafenstadt besitzt keine feste Brücke über den Rhein! Das liegt nicht an der Ungunst der natürlichen Verhältnisse, sondern ist lediglich in politischen Umständen begründet“, und er fährt kurz darauf fort: „Strategische Gründe sind es gewesen, die den Bau der festen Brücken bei Wintersdorf und Germersheim veranlaßt haben.“

Damit zeigt Metz das Problem in seiner ganzen Tragik auf, wenn er auch gleichzeitig (damit der Humor nicht festle) von der ehrwürdigen Schiffbrücke feststellen muß, daß sie „nach ostindischem Vorbild“ einst gebaut worden sei, was wohl so eine Art Entschuldigung für sie bedeuten soll. Strategische (und nicht etwa verkehrspolitische) Gründe sind also schuld daran, daß zwar feste Rheinbrücken allenthalben gebaut wurden, aber nicht angesichts der werdenden Großstadt, sondern bei Dörfern und Festungen. Vielleicht sprachen neben diesen Gründen auch partikularistisch-fiskalische Momente mit, welche die beiden feindlichen Brüder Baden und Bayern nicht zusammenkommen ließen. Denn es ist doch sicher kein Zufall, daß überall da, wo das eine Ufer bayerisch und das andere badisch ist, Brückenbauten vor schier unüberwindlichen Hindernissen standen, während da, wo derselbe Souverän zu beiden Seiten des Rheines „herrschte“, der-

artige Bauten viel schneller verwirklicht werden konnten. Mannheim-Ludwigshafen jammert mit Recht seit Jahren über seine Brückenmiserie, Karlsruhe-Marau kann vollends nichts erreichen, aber das kleine Worms erfreut sich schon lange zweier festen Brücken! Zwei Großstädte mit zusammen einer Brücke — eine Mittelstadt mit deren zwei!

Es bedeutet für Karlsruhe natürlich nur einen schwachen Trost, feststellen zu können, daß auch anderwärts strategische Gründe Bedürfnissen des Verkehrs vorgingen; es sei nur an die unglückseligen sogenannten strategischen Bahnen an der badisch-schweizerischen Grenze erinnert. Was für Karlsruhe die Sache besonders schlimm macht, ist der Umstand, daß eine feste Brücke bei Marau auch in strategischer Hinsicht zweifellos wertvoll gewesen wäre; man kann sogar soweit gehen zu behaupten, daß (nach den Erfahrungen von 1870/71) die Marauer Brücke der Wintersdorfer Brücke zum mindesten gleichwertig gewesen wäre, nur mit dem Unterschied, daß damit auch dem Verkehr Genüge geleistet worden wäre.

Auch Metz sieht als Folge der Brücke etne wesentliche Belebung des Verkehrs voraus. „Ihre erste sichtbare Wirkung wäre, die Entstehung einer pfälzisch-bayerischen Stadt auf dem linken Ufer; die beispiellose Entwicklung Ludwigshafens würde sich, wenn auch in bescheidenerem Maß, wiederholen.“ Metz verspricht sich aber noch mehr. „Die Brücke würde das Wirtschaftsleben beider Uferseiten dauernd befruchten; sie würde für das Saargebiet von großer Bedeutung sein, und nicht zuletzt auch den Fremdenverkehr in ein selten schönes und wenig aufgesuchtes Stück deutschen Landes, das Felsenland der Hardt und ihre Nebenhügel, beleben. Die Brücke würde an einer kulturell und national bedrohten Stelle die Rheinufer auf das stärkste verflammen.“

„Das Wohlergehen der Pfalz — so lesen wir zum Schluß — hängt in erster Linie von einem engen Zusammengehen mit den angrenzenden oberrheinischen Ländern ab; das wichtigste Band ist dabei der Rhein, der hier stets die Menschen zusammengeführt hat.“

So urteilt über die feste Brücke bei Marau nicht etwa ein Karlsruher Lokalpatriot und Rüstungspolitiker, sondern ein Gelehrter von Ruf, der niemand zuliebt und niemand zuleid Tatsachen feststellt und Schlüsse daraus zieht. Möge seine Stimme nicht ungehört verhallen, sondern mit dazu beitragen, daß in absehbarer Zeit D-Züge München-Saarbrücken und Karlsruhe Köln über die feste Brücke bei Marau rollen.

Literarische Bücherschau

Von Hermann Erig Busse, Freiburg i. B.

I.

Wilhelm von Scholz, der des öfteren schon in diesen Blättern genannt wurde, und dessen großer Roman „Perpetua“ in der gesamten deutschen Presse Aufsehen, ja Leidenschaftliches für und Wider hervorrief, brachte im Soren-Verlag, Berlin, dem er mit seinen Veröffentlichungen künftighin verbunden ist, zwei schmale, inhaltschwere Bücher heraus. „Das Jahr“ ist eine sehr erlebte Gedichtsammlung, echt scholisch, d. h. von schwebender Musik schweremütig und ernst unterlönter Lyrik des Überfünftlichen, des geheimnisvoll Stimmungshaften einer hellhörigen und hellsehenden Seele. Scholz hat in seinen Dichtungen, Aufsätzen und Schriften einen ganz eigenen, nur ihm zugehörigen Stil. Hinter dem Wort weht ein Etwas, ein Doppelsinn, der stets mitschwingt und mitlebt, also ein Wert hinterm Wert. Auch im zweiten Buch, „Deutsche Mythiker“, wird diese eigenartige Kunst lebendig, nicht nur weil das Thema sie erfordern könnte. Die erste Veröffentlichung ist losbar ausgestaltet und auf Zerfall-Büchlein gedruckt (6 M); die zweite, „Deutsche Mythiker“ (6 M), enthält 10 Vollbilder nach Werken Dürrers und handelt in drei Abteilungen vom Bild, vom Problem und von der kulturellen Bedeutung der deutschen Mythiker.

Ebenfalls im Soren-Verlag, Berlin, erschienen die Romane zweier Badener, von dem Franken Wilhelm Weigand und von Friedrich Eisenlohr, der aus Freiburg i. B. stammt. Während Eisenlohr erst im Anstieg ist (man setzt große Hoffnungen auf ihn), nimmt Wilhelm Weigand in der deutschen Literaturgeschichte bereits seit Jahrzehnten einen festgestellten Platz ein. Sein Bildnis brachte ich im Frankenhof 4/6 Mein Heimatland 1927. Mit dem neuen fränkischen Roman „Die ewige Scholle“ behält er den Ehrensit unter den deutschen Erzählern. Echt süddeutsch, weit ausgezogen und von innen ist dieses Buch, das in der Gegenwart spielt und an Probleme gerät, die das Anlich unserer Zeit formen. Weigand ist kein leidenschaftlicher Junger mehr, er brennt nicht mit in den aufstehenden, unbergorenen Ereignissen der Gegenwart, er kennt den ewigen Wechsel. Er unterhält seinen Leser und führt in die Wege der Selbstbesinnung. Er sieht „drüber“, oder — drüber am andern Ufer. Seelisch tief erfährt in allen Fügen ist der kriegsblinde Architekt, der männlich gegen sein Geschick wütet und durch Qual des Suchens und Ringens gehen muß bis zur Erlösung, zum Licht und zur Liebe. Die fränkische Landschaft ist meisterlich gemalt, in ihr das Göttliche und Typische des Franken gestaltet.

Rassig, gegenwärtig, jugendlich im Denken und Handeln, hochfahrend und hinreichend, an manchen Stellen stilistisch oft allzu überladen mit Fremdwörtern, wie eine Bombe mit Chemikalien, zeigt sich das Buch Eisenlohrs „Das gläserne Netz“. Ein spannender Roman von Anfang bis Ende, gepickt mit Zeitfragen, Kampfsagen und journalistischen Ausdeutungen des Zeitgeistes. Der Bürger steht am Pranger, das Allgemeine wird gepeitscht. Es werden viel Selbstgespräche gehalten, der Held des Buches beobachtet sich scharf. Er ist wohl manchmal sein eigener Gefangener. Eisenlohr schrieb das Buch der neuen Generation, der Jugend um die Dreißig mit ihren Forderungen und Erlebnissen, Irrungen und Ergebnissen, Leiden und Lusten, mit ihrer Heimatfeindschaft und Weltfreude, die beide doch in keinen anderen Schmerz münden als den des Heimwehs. Das Buch ist für Menschen, die geistig um ihre Geltung kämpfen, die sich mit einem mutigen Ja die Gegenwart als ein Stück ihrer selbst erringen wollen. Es geht an den geheimen, inneren Mannesnöten des Krieges nicht vorüber und ist hier kühn und ehrlich. Daß die Liebe auch ihre Rolle spielt in solch einem Werk, braucht nur deshalb erwähnt zu werden, weil sie einzigartig auftritt in herber und trotz aller schlichten Gestaltung dämonisch unterströmter Tragik. Ich meine, die Begegnung von Artur und Paule in Brüssel. Das Buch Eisenlohrs, der in Wiesbaden Dramaturg ist und dessen Trauerspiel „Die romantische Reise“ in Bielefeld seine Uraufführung erlebt, wurde vom Verlag in der bekannt vorbildlichen Weise ausgestattet.

Von Hermann Burte hat man lange nichts mehr gehört. Seine Bücher erschienen schier verschollen. Der Haessel-Verlag, Leipzig, bringt nun eins ums andere in neuem Gewand heraus. Mir liegt der Roman „Wiltfeber“ vor im 88. bis 40. Tausend (7 M), stattlich und schön gebunden, gut gedruckt. Inzwischen wurde Hermann Strübe-Burte auch mit der hohen Auszeichnung des Schillerpreises bedacht, was von neuem die Aufmerksamkeit des geistigen Deutschland auf seine gegenwärtigen und vor allem zukünftigen Werke lenkt. Der Roman „Wiltfeber“ wurde seinerzeit von Richard Dehmel mit dem Kleistpreis ausgezeichnet.

Wir haben wirklich keinen Mangel an echten Dramenbüchern, die bleibende Werke für die Bühne schaffen, Eintagsware aber ist — um einen Fachausdruck zu bemühen — sehr gefragt. Daß jedoch das gute Publikum nach und nach sich auf sein Recht besinnt und nicht mehr Jagdkultur und Gentlemenberbrecher auf der Bühne sehen mag, bewiesen die in letzter Zeit da und dort aus dem Reich gemeldeten Zwischenfälle während derartigen Aufführungen.

Ich habe bereits zwei starke Dichterpersönlichkeiten genannt, deren Kunst vielleicht überragender auf dem Gebiet des Dramas ist als auf dem des Romans: Hermann Burte und Wilhelm von Scholz. Selten begegnet man ihren Namen auf deutschen Bühnen. Auf badischen noch seltener! Man zieht Ausländer vor. Man spielt Claudel oder Shaw. Das geht noch, wenn es nichts Schlechteres gibt. Heute möchte ich auf den Westfalen Fritz Droop aufmerksam machen, dem Baden zweite Heimat ward, dessen Spiel „Die Frau des Kommandanten“ in Mannheim mit Erfolg aufgeführt wurde. Seine neue dramatische Dichtung in vier Akten „Maler Sandhas“, des närrischen Mannes von Haslach im Kinzigtal, ist bei uns noch unbekannt. Hat man Angst vor dem ernsten, klingenden Wort, das für sich selber lebt, tönt, wirkt und das Wunder der Sprache beflügelt zeigt? Man will hebende Spannung; für das Auge Bilder, Rißel für die Nerven. Das Ohr ist trüg geworden im Lauschen ernster Rede, fremd dem edlen Vers. Die Seele darbt; aber es muß eine Zeit kommen — kommt sie nicht schon leise und in stiller Verschwörung? — da man wieder horchen lernt, da die Sprache ihre erschütternde und aufstürmende Macht wieder erhält wie ehemals im klassischen Altertum. Man wird dann die tiefen Ekstasen der Sprechchöre in Burtes „Kassandra“ erleben und die farbige Fülle des echten Dichtewortes auf den Schilb erheben. Es wird dann nicht geschehen können, daß Fritz Droops „Maler Sandhas“ in Dortmund einen großen Erfolg feiert und von bedeutenden Kritikern des Reiches gerühmt, trotzdem in der Verfertigung verschwindet, weil — „Jonny spielt auf“ im Schwünge ist. Die Dramen Fritz Droops, des Verehrers und Freundes der Emil Gött'schen Muse sind im Drei-Masken-Verlag, Berlin, verlegt.

Friedrich Schnad, der gleich Wilhelm Weigand der fränkischen Landschaft entstammt und aus ihrer erdwüchsigsten Schönheit seine besten Dichtertäume blühen sieht, schenkt uns nach dem Waldroman „Sebastian im Walde“ den der Wiese und des Gartens, des Jugendgartens von „Beatus und Sabine“. Das ist ein wundervolles, blühendes, duftendes, märchenhaft reines Buch, Gestaltung und Sprache berückend fein, leicht und kostbar. Die Geschichte zweier Kinder, eigentlich zweier Kinderseelen. Der Leser berauscht sich an dieser seligen Musik, die alle Stufen der Poesie, der Traumschwebe, der Leidenschaft und der blumenhaften Stille durchtönt, und die im Untergrunde der Menschheit Schicksal ahnt: die frühreife Erfüllung einer Jugend durch den Tod des Jünglings und die gesunde, durch Leid gekrönte Entfaltung des Mädchens zur Mutter. Von der Kindereinfalt bis zum ersten Tair in das junge Leben, führt Schnad diese Kindergeschichte in buntem Bogen, ein Roman für Reife, für Erwachsene. Das Buch „Beatus und Sabine“ erschien wie alle Werke Friedrich Schnads im Verlag Jakob Hegner in Hellaau.

* Beiträge zur oberrhein. Landeskunde, herausgegeben von Fr. Metz, Verlag F. Girt in Breslau, 1927. Preis geb. 18 M

